

Frauen

Ein Kind hat Anspruch auf Zeit, auf die Anwesenheit und Verfügbarkeit vertrauter Bezugspersonen und auf eine kindgemäße Lebensumwelt. Die Eltern haben Anspruch auf die Teilnahme am aktiven Leben auch nach der Geburt eines Kindes, auf emotionale und soziale Einbettung und Sicherung sowie darauf, neben Vater und Mutter weiterhin auch Mann und Frau bleiben zu können und mit dem Kind nicht alleingelassen zu werden.

Diese Rechte stehen jedoch für die Mehrheit der Eltern, konkret: für die Mehrheit der Mütter, nur auf dem Papier. In der Realität werden zwar die Mütter mit den berechtigten Ansprüchen des Kindes konfrontiert, ihre eigenen – ebenfalls berechtigten – Bedürfnisse aber werden nicht berücksichtigt. Mütter sind in unserer Gesellschaft – gleichgültig, ob unverheiratet oder verheiratet – zu meist alleinerziehend. Alleinerziehend – das heißt: Im Alltag und im Notfall immer zur Stelle zu sein, für

alles verantwortlich zu zeichnen, gleichzeitig aber – wenn überhaupt – nur Mitspracherecht zu haben. Mütter sind gezwungen, anstehende Entscheidungen zu treffen und allein zu handeln, müssen dieses Tun aber nicht nur vor sich selbst und dem Kind rechtfertigen. Nur ihr schlechtes Gewissen und ihre Schuldgefühle dürfen Mütter mit Sicherheit ungeteilt und ungeschmälert für sich behalten.

Mehrere beeindruckende Erlebnisse mit Müttern bestätigten mich in dieser Meinung, drei davon will ich kurz vorstellen:

1. Erlebnis:

Die Enuresis-Sprechstunde

Über zwei Jahre lang hielt ich an der Universitäts-Kinderklinik Freiburg ein Beratungsgespräch für einnässende Kinder und deren Eltern ab. In dieser Enuresis-Sprechstunde wurde nach der ambulanten Betreuung und nachdem organische Ursachen für das Einnässen ausgeschlossen werden konnten, den Betroffenen die Möglichkeit

gegeben, über ihre Probleme zu sprechen. Im Auswertungszeitraum nahmen 51 Kinder, 25 Jungen und 26 Mädchen, das Angebot wahr. In 46 Fällen wurden die Kinder von der Mutter, in zwei vom Vater begleitet, drei Kinder kamen mit beiden Elternteilen. Diese Anwesenheitsverteilung als solche ist schon interessant, entspricht aber voll den Vergleichszahlen in Kinderarztpraxen.

Zusätzlich interessant war jedoch folgende Tatsache: von den 49 anwesenden Müttern äußerten 38 im Laufe des Enuresis-Gesprächs den Verdacht, daß *sie* am Einnässen des Kindes schuld oder zumindest mitschuldig seien. Sie selbst oder andere aus dem Familien- oder Bekanntenkreis waren auf diese Idee gekommen. Diese Schuldzuweisung wurde entweder allein oder neben anderen möglichen im Familienleben begründeten Ursachen genannt, dann aber durch Wiederholung zusätzlich betont.

Nicht erwerbstätige Mütter hatten die Erfahrung gemacht, daß man sich wunderte, daß *sie* die Kinder nicht trocken bekämen, obwohl *sie* ja den ganzen Tag zu Hause wären und Zeit für die Kinder hätten.

Erwerbstätige Mütter bekamen dagegen als Erklärung für das Problem zu hören, daß „der einzige Grund für das Einnässen ja klar wäre, *sie* wären ja nicht zu Hause, das Kind wäre ja ohne Mutter!“

Diese Kommentare hatten bei den Müttern Wirkung gezeigt. Obwohl sie über das Einnässen schon oft nachgedacht hatten und ihre „Verschuldung“ oder zumindest „alleinige Verschuldung“ bei genauer Betrachtung nicht akzeptieren konnten, waren sie doch in ihrem Verhalten dem Kind gegenüber stark verunsichert.

2. Erlebnis:

Radio-Musikwunsch

Das nächste Erlebnis möchte ich Ihnen kommentarlos vortragen. Im Autoradio hörte ich den Musikwunsch einer Frau, den sie folgendermaßen begründete: „Ich wünsche mir für meinen Mann Martin das Lied ..., als Dank, weil er unsere drei Kinder versorgt hat, während ich vierzehn Tage im Kran-

Sobald eine Frau Mutter wird, ändert sich ihr Leben. Allerdings oftmals nicht in der Weise, wie es glorifizierende Mutterbilder darstellen. Mit der Mutterschaft scheinen gerade heute viele Frauen ihre Identität zu verlieren, weil sie in ihrer Sorge um das Kind von Partner und Gesellschaft trotz anderslautender Lippenbekenntnisse alleingelassen werden

Gabriele Haug-Schnabel

„Ich bin doch nur die Mutter!“



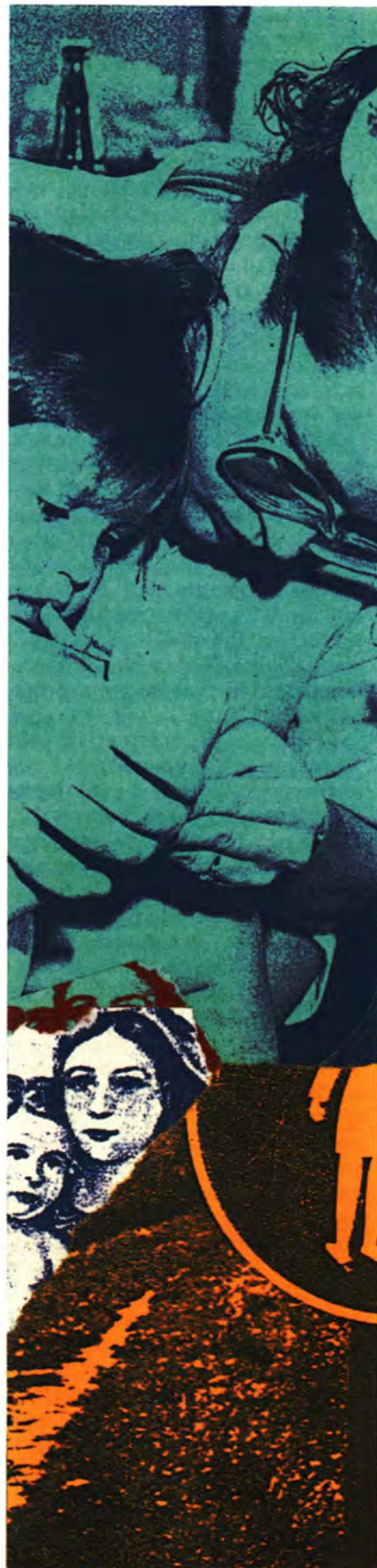
kenhaus lag und operiert wurde. Heute bin ich nach Hause gekommen. Ich habe mich frühzeitig entlassen lassen, weil ihm die große Belastung nicht länger zuzumuten war. Ich danke Dir, lieber Martin, von Herzen für Deine nicht wieder gutzumachende Hilfe!“

3. Erlebnis: Im Supermarkt

Freitag gegen 17.30 Uhr in einem Einkaufszentrum. Ein Junge zwischen zwei und drei Jahren sitzt in einem Einkaufswagen. Wenn die Kunden nicht zu dicht gedrängt stehen, wird er von seiner Mutter die Gänge zwischen den meterhohen Regalen entlanggeschoben. Kommt sie nicht durch, fährt sie den Wagen an die Seite, verschwindet zwischen den Menschenmassen in einem Regalgang und kehrt dann wieder mit einem Arm voller Waren zurück. Immer wenn die Mutter aus seinem Blickfeld verschwindet, macht der Junge ein weinerliches Gesicht und wird unruhig, wenn sie wieder auf ihn zuläuft, streckt er seine Arme aus und ruft: „Will raus, will auf Deinen Arm!“ Anfangs reagiert die Mutter nicht, dann antwortet sie ihm doch: „Das geht jetzt nicht.“

Der Junge wird immer unruhiger, blickt dauernd um sich, nölt, wimmert, fängt an zu weinen und versucht schließlich, aus dem Einkaufswagen auszusteigen. Je unruhiger und lauter das Kind wird, desto hektischer und unwirscher wird die Mutter. Sie schimpft und drückt das Kind in den Sitz zurück. Der Junge versucht erneut, nach dem Arm oder der Hand der Mutter zu greifen. Sie weist seine Hand mit einer Schlagandeutung zurück. „Nimm die Hand da weg!“ Das Kind streckt ihr wieder die Arme entgegen, sie droht, wieder seine bittende Geste – die Mutter schlägt ihm ins Gesicht. Zuerst Stille, dann ein kurzer heftiger Aufschrei, der von der Mutter mit einem drohenden Blick und wütendem Zischen kommentiert wird, dann wieder Stille. Die Mutter entfernt sich von Wagen und Kind.

Der Junge blickt zu Boden, fällt in sich zusammen und jammert. Die Mutter kauft weiter ein. Jetzt beginnt das Kind leise weinend am Griff des Wagens zu lecken. Die zurückgekehrte Mutter türmt die Wa-



ren in den Wagen und sagt: „Hör mit der Schleckerei auf!“ Der Junge reagiert nicht, die Mutter wiederholt die Anweisung nicht, sie greift auch nicht ein. Sie verschwindet nochmals in einem Regalgang, dann schiebt sie kommentarlos den Wagen Richtung Ausgang. Kurz vor der Kasse holt sie eine Packung Schokoriegel aus einem Regalfach und hält sie dem Kind hin. „Da, aber nicht aufreißen!“ Die beiden stehen wort- und blicklos in der Warteschlange. Das Kind drückt die Packung fest an sich, den Kopf an den Haltegriff des Wagens geschmiegt.

Alle drei Beispiele bekommen durch das Verhalten der Mütter Brisanz. In den ersten zwei Beispielen haben die Mütter bereits selbst – sicher nach einer familiären Vorgeschichte – die Verantwortung für die Probleme und Aufgaben mit ihren Kindern übernommen. Im letzten Beispiel liegt es nahe, ebenfalls die Mutter für die Eskalation des Geschehens verantwortlich zu machen.

In diesem Beispiel erlebt ein Kleinkind einen Supermarkt als ungewohnte Umgebung voll fremder Menschen, deren Nähe es beunruhigen. Die Nähe zu der einen vertrauten Person, die es beruhigen könnte, fehlt; die Mutter ist nicht verfügbar, oft nicht einmal sichtbar. Die elementaren Hilferufe des Kindes in dieser verwirrenden und ängstigenden Situation werden nicht nur nicht gehört und nicht beantwortet. Die ihm zur Verfügung stehenden Strategien zur Beseitigung dieses Notstandes, Betreuungsaufappele wie Weinen und Armausrecken, werden bestraft. Und im Zustand der Resignation darüber, diese Situation nicht bewältigt zu haben, wird ihm eine Ersatzbefriedigung angeboten, eine Packung Schokolade für 3,80 DM, nach der ursprünglich keinerlei Bedürfnis bestand. Sicher ein Versuch, wenigstens den Heimweg ruhig zu gestalten, vielleicht auch um wieder etwas gutzumachen.

Mutter und Kind werden höchst unbefriedigt aus dem Supermarkt gehen. Beide werden unter der Situation leiden. Das Kind lernt, auf die Suche nach Ersatz zu gehen, da es seine wahren Wünsche und Be-

dürfnisse nicht äußern darf, geschweige denn erfüllt und gestillt bekommt. Die Mutter lernt: Augen zu und durch, irgendwie und irgendwann sind die Kinder ja groß, aber was dann. Es bleibt ein Gefühl von unfreiem Handeln unter Zwängen, von Überlastung und Schuld zurück.

Phasen der Isolation

Dem zu entgehen und ein Kind ein Kind sein zu lassen, seine Signale wahrzunehmen, sich von ihm angesprochen zu fühlen, ihm zu antworten und seine Bedürfnisse liebevoll, zuverlässig und situationsgerecht zu befriedigen, das alles setzt echte Partnerschaft im Familienalltag, im Beruf und vor allem beim Elternsein voraus, unvereinbar mit der heutigen Realität der großen Zahl alleinerziehender Eltern.

Wie schwierig die Situation für Kind und Mutter werden kann, wenn wirklich nur eine Bindungsperson zur Verfügung steht, zeigen auch die Aufregungen alleinerziehender Mütter:

Die hier exemplarisch vorgestellten Schwierigkeiten einer zeitweilig isolierten Ein-Eltern-Situation stammen aus vielen Gesprächen mit 76 alleinerziehenden Müttern.

Es handelt sich ausschließlich um Frauen aus dem Mutter-Kind-Projekt des Landes Baden-Württemberg. Obwohl es alle Mütter begrüßten, ihr Kind im eigenen Haushalt großziehen zu können, gaben 73 Mütter (96 Prozent) an, „Phasen absoluter Isolation“ von ihrem Bekanntenkreis, teils auch von der Familie, und zeitweilig kaum mehr ertragbare Überlastung durch das Kind zu erleben. Besonders das erste Jahr wurde als psychische und physische Katastrophe beschrieben, mit vehementen Ausbruchversuchen aus dieser speziellen Zweierbeziehung und lähmender Resignation über das Alleingelassensein mit dem Kind.

Charakteristische Aussagen kennzeichnen diese Persönlichkeitskrise, genauer Identitätskrise:

Ich bin nur noch die Mutter von ... , sonst niemand mehr! Ich habe keine andere Rolle, keine andere Position mehr, nur Mutter! Ich bin immer die, die die Verantwortung hat, die gibt, die zur Stelle ist, die ansprechbar ist, zurücksteckt, Ideen und neuen Mut haben muß.

Immer habe ich ein schlechtes Gewissen, wenn ich etwas für mich mache, mal an mich denke. Und dann die Angst, für einen solchen „Egoismus“ bestraft zu werden, durch Krankheit oder Unpäßlichkeit des Kindes, durch Verhaltensauffälligkeiten, auf die man bei meinem Kind wartet, weil man damit rechnet, durch Vorhaltungen und Schuldzuweisungen, verletzend trotz des immer wieder geäußerten Pseudoverständnisses für meine Unzulänglichkeit aufgrund der nun mal vorhandenen Misere.

Immer stehe ich zur Diskussion. Bevor ich schwanger war, hat sich kein Mensch in der Nachbarschaft um mich gekümmert, jetzt bin ich zum Gemeinschaftsgut geworden, aber nicht ich als Person, nur ich als Gebälerin des Kindes. Ein Kind, für das sich alle angeblich verantwortlich fühlen, aber nur, weil sie mir die Verantwortung als Mutter nicht zutrauen. Ich muß mir von allen etwas sagen lassen, Ratschläge über Ratschläge anhören, ob die Ratenden nun eine Ahnung vom Alltag mit Kindern haben oder nicht. Jeder ist in Sachen Kindererziehung kompetent, vor allen Dingen allemal kompetenter als ein junges Ding, das schwanger geworden und sitzengelassen worden ist.

Und bei all den Kommentaren, Zurechtweisungen, Tadel und In-Frage-Stellungen durch die Umgebung wächst die Aggression, der Haß auf das Kind und die Sehnsucht auf die Zeit vor dem Kind. Der Haß auf das Kind verstärkt das ohnehin vorhandene schlechte Gewissen: „Ich liebe es nicht genug, ich bin keine gute Mutter, also stürz' ich mich wieder auf das Kind und freß' es mit meiner Liebe fast auf, vergeß' mich wieder tagelang völlig, bin am Rande meiner Kräfte, verfall' in Selbstmitleid und hasse wieder, mich und das Kind.“

Durch das viele Alleinsein bin ich das Leben mit anderen Menschen nicht mehr gewohnt. „Durch das Kind bin ich asozial geworden!“ Ich habe Angst, wenn wir vor die Türe gehen, unter Leute. Einerseits genieße ich es „endlich mal raus, was anderes sehen, was anderes hören“, aber andererseits hasse ich die Situation auf dem Präsentierteller. Es ist für mich schwer zu ertragen, wenn mein Kind plötzlich von Arm zu Arm geht und wildfremde Leute anstrahlt, und ich darf zusehen und es daheim schreiend ertragen.

Hier wird schon das nächste Problem angesprochen: *abgeben wollen, aber nicht abgeben können!* „Überall wittere ich Konkurrenz um die Liebe meines Kindes, aber ich habe doch die ganze Mühe und den ganzen Ärger!“ Ansprüche an das Kind werden laut: „Wenn ich schon den ganzen Tag ..., die ganze Nacht ..., dann kannst Du doch wenigstens Deiner Mutter zuliebe das und das machen oder nicht machen!“

Es bleibt noch die große Angst, bei der Entwicklungsförderung des Kindes etwas zu versäumen. Ich bin ja allein, ich muß alles doppelt gut machen, für zwei aufpassen.

Frauen mit der Erziehung der Kinder alleinzulassen, bedeutet eine Überlastung der Mütter, die sie um ihr Mutterglück bringt und die Kinder all das Positive und Entwicklungsbedeutende dieser wichtigen Bezugsperson nicht erfahren läßt. Ich halte daher eine 24-Stunden-rund-um-die-Uhr-Pflege und Betreuung eines Kindes durch *eine* Person nicht für ein erstrebenswertes Ziel:

Hier wird genußvolle, verantwortungsbewußte Zuwendung zu aufopfernder, sich selbst verleugnender Hingabe – alles wird zur Last, irgendwie hinter sich gebracht, auf beiden Seiten werden Bedürfnisse ignoriert. Und das hat vor uns noch keine Kultur gewagt.

Nirgendwo war bislang eine Frau, oft noch zusätzlich aus ihrem bisherigen sozialen Leben herausgelöst, allein für das Wohlergehen der Kinder zuständig. Überall waren Mütter und Väter zwar die Hauptbezugspersonen des Kindes, doch standen ältere Kinder, Groß-



eltern, Onkel und Tanten ergänzend als Kreis weiterer dem Kind vertrauter Bezugspersonen zur Verfügung. Und – ganz wichtig – nirgendwo verlor eine Frau durch Mutterschaft ihren sozialen Platz in der Gesellschaft. Sie nahm weiterhin unverändert am sozialen Leben teil. Sie hatte weiterhin ihre Pflichten in der Gemeinschaft, wenn man von einer kurzen, rituell geregelten Schonungsphase direkt nach der Niederkunft absah; sie hatte dadurch aber auch weiterhin ihre Rechte und ihre Position in der Gemeinschaft.

Die Bereitschaft, kleinere Kinder zu umsorgen und zu betreuen, scheint von der Natur sehr viel breiter, über die eigenen Nachkommen hinausgehend und über die Grenzen des Reproduktionsalters hinaus, und – im Gegensatz zu lange gehegten Vorstellungen – sowohl bei Frauen als auch bei Männern angelegt zu sein. Ein spezielles Schlüsselreizmuster, das *Kindchenschema*, scheint hier beim Menschen Affekte und gefühlsmäßige Neigungen zu erwecken. Mit diesem Fachausdruck bezeichnete Konrad Lorenz die Kombination aus den Merkmalen große Augen, hohe Stirn, kurze Nase und vorgewölbte Bäckchen, die ein Kindergesicht niedlich oder herzlich er-

scheinen lassen und den Pflegetrieb ansprechen.

Diese Voraussetzungen sowie die kindlichen sozialen Signale waren mit Sicherheit in der evolutionären Vergangenheit des Menschen der Grund dafür, daß trotz der hohen perinatalen Sterblichkeit der Frauen ein Verlust der Mutter durch andere Bezugspersonen kompensiert werden konnte. Die Empfänglichkeit für kindliche Signale konnte in Beobachtungen experimentell bei weiblichen und männlichen Personen sowie in unterschiedlichen Altersgruppen nachgewiesen werden. Bei der Auswertung dieser Untersuchungen wurde deutlich, daß neben einer geschlechts- und altersunabhängigen biologischen Empfänglichkeit für kindliche Signale auch Erfahrungen im Umgang mit Säuglingen eine wichtige Rolle bei der Übernahme kindlicher Pflege spielen.

Mutter und Vater haben das größte Interesse am Wohlergehen ihres Kindes, doch auch andere, dem Kind nahestehende und vertraut werdende Menschen können in Beziehung mit ihm treten: alle haben von Natur aus eine Basis zur Kinderversorgung. Feinheiten können im Umgang mit dem Kind selbst erlernt werden.

Und auch das Kind ist offener für Sozialkontakte als ursprünglich vermutet. Ein Kind kann bereits mit wenigen Monaten durchaus differenziert auf verschiedene Bezugspersonen reagieren. Außer der Bindung an die Hauptbezugsperson entwickeln Kinder individualisierte Bindungen in abgestufter Intensität auch zu anderen Mitgliedern der Familie oder Sozialgruppe, in der sie aufwachsen.

Nach neuesten Ergebnissen scheint daher langfristig für das Kind weniger eine nahezu ausschließliche Bindung an seine Mutter in den ersten Lebensmonaten entscheidend zu sein, als vielmehr eine zuverlässige Kontinuität in der erzieherischen Betreuung, die auf jeweils dyadisch ablaufenden Interaktionen, also Zwiegesprächen mit der jeweiligen Bezugsperson basiert. Der Säugling scheint sehr wohl in der Lage zu sein, schon früh auch zum Vater oder anderen, jedoch wenigen Bezugspersonen

Beziehungen aufzubauen, die der zur Mutter durchaus vergleichbar, aber nicht identisch sind. Entscheidend ist, daß ausreichend und regelmäßig Gelegenheit zu Zweierinteraktionen zwischen jeder der verschiedenen Bezugspersonen und dem Kind besteht. Denn nur bei Kontinuität in der erzieherischen Betreuung entsteht eine sichere Bindung. Und Kontinuität ist am ehesten im familiären Rahmen, wie auch immer gesellschaftlich strukturiert, gewährleistet.

Viele Untersuchungen über die Entwicklungsbedingungen von Kleinkindern in ihrem familiären Rahmen belegen, daß die meisten Kinder mehr als eine, aber nicht viele Bindungspersonen haben, oft außer der Mutter, den Vater, die Großmutter, eine am Familienleben beteiligte Verwandte oder bekannte Person oder ihre Kinderfrau.

Beobachtungen legen den Schluß nahe, daß Kinder eine der Bindungspersonen bevorzugen, wenn sie sich nicht wohlfühlen, sich verletzt oder erschreckt haben. Sind weitere Bezugspersonen vorhanden, werden diese aber auch akzeptiert, wenn die Hauptbindungsperson gerade nicht verfügbar ist. Die anderen Bezugspersonen werden nicht selten sogar bevorzugt aufgesucht, wenn das Kind spielen oder etwas erkunden möchte, wenn also das Bindungsverhaltenssystem nicht aktiviert ist und das Erkundungssystem vorherrscht. Das Kind scheint seine Bezugspersonen, nachdem es sie als Spezialisten zur Befriedigung unterschiedlicher Bedürfnisse kennengelernt hat, „arbeitsteilig“ aufzusuchen und einzusetzen. Die jeweilige Bindungsqualität eines Kindes hängt von der Interaktionserfahrung mit dieser Bindungsperson ab.

Was aber nützen all die Diskussionen darüber, wieviele Bezugspersonen in welchem Alter Kinder verkraften können oder wieviele Bezugspersonen nötig sind, um das Kind „sozialkompetent“ zu machen, wenn diese Bezugspersonen fehlen? Mütter heute können sich in der Regel nicht auf ein Netzwerk von Betreuern ihres Kindes stützen. So ist auch nicht weiter verwunderlich, daß von 2600 berufstätigen Frauen 81 Prozent über die Doppelbelastung durch Familie und Beruf klagen. Nur 11 Prozent der von der Gesellschaft für rationale Psychologie befragten Frauen konzentrieren sich mehr auf die Karriere.

Um Familie und Beruf vereinbaren zu können, um Frauen nicht länger vor die Alternative „ich oder das Kind“ zu stellen, müßten tragfähige Alternativen zur derzeitigen Situation gesucht werden. Dazu gehören:

- Verbesserungen beim Erziehungsgeld, in Form einer Verlängerung bis zum dritten Lebensjahr des Kindes und auch im Hinblick auf die sozialrechtliche Absicherung des versorgenden Elternteils,

- die Schaffung einer echten Teilzeitarbeits-Alternative, um beiden Elternteilen nach familiärer Absprache Gelegenheit zu einer sowohl Eltern- als auch Berufstätigkeit zu geben,

- die Aufwertung des gesellschaftlichen Status eines Vaters

und einer Mutter, damit kein Elternteil mehr der Überzeugung sein muß, daß nur eine Berufstätigkeit den eigenen Status erhöht, eine Elternschaft den eigenen Status eher erniedrigt.

Es bedarf einer familienorientierten Sozialpolitik und engagierter Eltern, die miteinander – ohne Existenzangst haben zu müssen – ihre individuelle Familienlösung wählen können, von der alle Beteiligten profitieren. Das heißt, Muttersein und Vatersein genießen, Familienleben und Berufstätigkeit partnerschaftlich in Einklang bringen, je nach den bestehenden Bedürfnissen. Dem Kind *beide* Eltern zur Verfügung stellen, *einen* Vater und *eine* Mutter, die ihr spezielles Arrangement für die so wichtige und schöne Kleinkindzeit gefunden haben. □

Gabriele Haug-Schnabel, Dr. habil. rer. nat., ist Verhaltensbiologin und Völkerkundlerin, Mitglied der Forschungsgruppe „Verhaltensbiologie des Menschen“ an der Universität Freiburg.